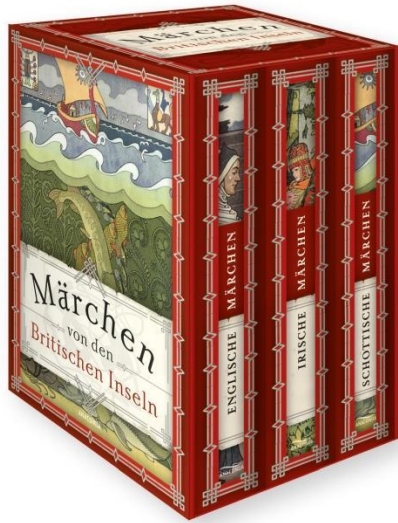


# Leseprobe



## Märchen von den Britischen Inseln (Englische Märchen - Irische Märchen - Schottische Märchen) (3 Bände im Schuber)

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,95 €



---

Seiten: 992

Erscheinungstermin: 07. September 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

## Märchen von den Britischen Inseln

Douglas Hyde gewidmet

# Irische Märchen

Herausgegeben und übersetzt  
von Käte Müller-Lisowski

Anaconda

Der vorliegende Text folgt der Ausgabe *Irische Volksmärchen*.  
Hrsg. von Käte Müller-Lisowski. Mit einem Vorwort von Julius  
Pokorny. Verlegt bei Eugen Diederichs. Jena 1923. Vorwort und  
Anmerkungen wurden nicht übernommen.

Dieser Band ist Teil der Sonderausgabe  
*Märchen von den Britischen Inseln* (drei Bände in Kassette)  
Schottische Märchen  
Irische Märchen  
Englische Märchen



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2019, 2021 by Anconda Verlag, einem Unternehmen  
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Ivan Bilibine (1876–1942), »The Red Rider,  
an episode from the Russian Fairy Story ›Vasilissa the Beautiful‹  
(1900), Bibliothèque des Arts Decoratifs, Paris / Archives Charmet /  
Bridgeman Images

Umschlaggestaltung: [www.katjaholst.de](http://www.katjaholst.de)

Satz und Layout: [www.paque.de](http://www.paque.de)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-7306-0785-5

[www.anacondaverlag.de](http://www.anacondaverlag.de)

jeder es hörte. Auch dem König kam es zu Ohren. Er wurde auf seinen Brudersohn eifersüchtig und wünschte ihn zu töten.

Jedoch, er hielt es für eine Schande, ihn wegen Eifersucht zu töten. So schickte er Boten zu ihm und forderte ihn auf, ihn in eine abgelegene wilde Gegend zu begleiten. Aus zwei Gründen schickte er hauptsächlich zu ihm. Er wollte sich die Haare schneiden lassen (denn es war wieder die Zeit dazu) und hinterher seinen Zorn und seine Eifersucht an ihm auslassen und sich rächen. Die Kriegsscharen hielten das für einen großen Schaden. Denn sie waren sicher, Dichaoimhs schöner Sohn würde nicht wiederkehren, nachdem er den König geschoren hatte. Es war ja keiner wiedergekommen.

Der Jüngling begleitete den König in die Wildnis. Dort fanden sie ein leeres Haus.

»Nun, da wir allein sind«, sprach der König, »wäre es das beste, mich zu rasieren.«

»Das kann ich wohl besorgen«, sagte der Jüngling. Dann schnitt er ihm die Haare.

»Ist nun mein Haupt wieder schön und stattlich, nachdem es geschoren ist?« fragte der König.

»Es ist wirklich gut so, und möge es immer besser werden!«

Der König streckte die Hand nach dem Schwert, um den Jüngling zu erschlagen.

»Ich will es nehmen«, rief der Jüngling, »und nach deinem Haupt einen Schlag austeilen, du Verwandtenmörder, damit du nicht noch andere nach mir hinmorden kannst! Von heute an sollst du auf dein Weib und dein Erbe, auf dein Land und dein Königtum verzichten, du großhohriges Pferd mit dem scheußlichen Kopf! Heerhaufen und Volksmengen sollen dein Haupt sehen, sobald ich es dir abgeschlagen habe!«

Damit zog der Jüngling das Schwert aus der Scheide und schwang es über seinem Kopf, um es auf den König niedersausen zu lassen und ihn zu töten.

»Mag Gottes rechte Hand dazwischenfahren!« rief Eochaidh. »Laß es nicht also zwischen uns sein, Jüngling! Du sollst mit mir gleichen Rang einnehmen, und solange du das Geheimnis von dem, was du an mir sahst, bewahren wirst, sollst du mich rasieren.«

»Ich will's bewahren«, sagte der Jüngling, »und aus diesem Geschehnis soll Freundschaft erwachsen!«

Damit gingen beide heim, und die Gefolgsscharen waren voll Freude darüber.

Indessen war es eine bittere Not für den Jüngling, das Geheimnis zu bewahren. Es warf ihn auf ein langes verzehrendes Krankenlager, in Fieber, Aussatz und Elend. Er hatte nicht mehr Kraft und Mark in sich.

Eines Tages ging er zu einem gewissen Seher und Arzt nach Geashill, um dort Hilfe und Heilung zu suchen. Als er über das Moor kam, das Moin Caoimthechta<sup>1</sup> heißt, fiel er auf sein Antlitz, so daß ihm drei Ströme Blut aus Mund und Nase flossen. Dadurch ward er geheilt.

An einem andern Tag, am Ende des Jahres, kam die Kriegerschar und Dichaoimhs Sohn an dieselbe Stelle, wo er hingestürzt war und sein Geheimnis ausgebrochen hatte. Er teilte der Schar mit: »Seht, hier ward ich geheilt und brach drei Ströme Blut aus.« Und dann sang er die Strophen:

»Hier ward geheilt  
Dichaoimhs Sohn,  
Weil er sein Geheimnis auswarf (in heftigem Strom),  
Das Geheimnis über den schrecklichen  
grausamen Eochaidh.

1 Moor des Zusammenlaufs.

Das war, als ich Heilung suchen ging.  
Nachdem ich ein Jahr lang das Geheimnis bewahrte.  
Das mich in Siechtum geworfen hatte,  
In Elend und bösen Jammer.

Ströme von Blut (sie erleichterten mich)  
Flossen mir aus Mund und Nase.  
Gott gab, daß daraus Bäume erwachsen.  
Wie hier jeder sehen kann.«

Da erblickte die Schar die drei geraden jungen Stämmchen.  
Er ließ die Leute vorbeiziehen und blieb zurück, um die  
Bäume mit einem kreisrunden Zaun einzuschließen. Als er  
das getan hatte, folgte er der Kriegerschar wieder nach.

Nun reiste ein Künstler aus dem Land Munster zu Eochaidh. Er war ein berühmter Harfenspieler, mit satirischen Liedern ausgerüstet. Zufällig kam er den Weg entlang, an dem die eingefriedigten jungen Bäumchen standen. Er und seine Begleiter besahen sie. Da redete ein Bäumchen zum andern:

»Eochaidh, der Mann mit dem Schild, hat Pferdeohren!«

Das sagten sie dreimal untereinander.

»Nun, das ist mir eine hübsche Weise für unsere Harfe!«  
meinte der Harfner und sprach diese Verse:

»Das Gespräch der Bäumchen  
– Ein eifriges Tuscheln, das uns nicht ermüdete –  
Gäb' eine Weise für meine Harfe,  
Eine stolze, berühmte Weise, das wär's.

Eochaidh, der Mann mit dem Abwehrschilde,  
Dem haften zwei Pferdeohren an!  
Das war das Gespräch der üppigen Bäumchen,  
Das Ergebnis von ihrem Wispern und Flüstern.«



So gingen sie nun zum Hof des Königs und wurden dort wohl aufgenommen und in die Halle geführt, in der sich Eochaidh aufhielt.

»Schlagt auf eurer Harfe etwas Sinnreiches an!« befahl Eochaidh.

»Das wollen wir!« sprachen sie und begannen ihm aufzuspielen, und was sie spielten, war:

»Eochaidh, der Schildmann, hat zwei Pferdeohren!«

»Bringt Lichter und Fackeln ins Haus!« schrie der König.

Als die Lichter und Fackeln gebracht waren, sagte er:

»Werft euch über die Harfner und fesselt sie!«

Damit wurden sie gebunden und blieben bis zum Morgen in Fesseln.

Am Morgen kam der König mit der Kriegerschar.

»Besser wär's, uns nicht zu töten«, sagten die Harfner, »bis du unsere Schuld weißt.«

»Jeder gehe hinaus!« befahl der König.

»Bekenn«, sagte er dann, »wer war's, der euch jene Weise gab?«

Sie sprachen: »Die Bäumchen, die aus dem Auswurf von Dichaoimhs Sohn wuchsen! Sie sangen uns das Lied.«

»Wahrhaftig«, sagte der König, »es ist schwer für Menschen, Geheimnisse zu bewahren, wenn selbst Bäume sie ausplaudern! Laßt die Harfner los!« befahl er.

Er nahm seinen Helm vom Haupt:

»So bin ich, ihr Männer aus Ui Fáilghe«, sagte er und sprach diese Weise:

»Ein Helm umkränzte mein Haupt – es war schwer,  
Mein Schandmal vor jedem Heerhauf' zu bergen.  
Von dieser Stunde an hinfort  
Soll er nicht mehr meine Ohren verstecken.

Ihr Männer von Ui Fáilghe, seht euch das an,  
Eochaidhs Ohren sind zwei Pferdeohren!  
Keiner im Hause braucht es jetzt zu verhehlen.  
Daß er Eochaidhs Ohren sah.

Große Last ist's, ein Geheimnis zu halten.  
Schwerlich wird's einer nach mir noch tun,  
Und nach jedem, den es getötet hat.  
Der Befehl war grausam, er war hart.

Keiner kann jetzt ein Geheimnis hüten  
Nach Dichaoimhs Sohn. –  
Nachdem die drei Bäume gesprochen haben.  
Setze ich nicht mehr den Helm aufs Haupt.«

»Wir werden dich dieserhalb nicht weniger lieben und verehren«, sagten die Männer von Ui Fáilghe, »und deine Macht und Herrschergewalt über uns soll davon nicht schwächer werden.«

Der König schenkte dem Harfner seinen Helm als Entgelt für die erlittene Kränkung.

Danach ging Dichaoimhs Sohn zu den Bäumchen und machte daraus eine Doppelpfeife. Später erlangte er die Königsherrschaft als Eochaidhs Nachfolger. Doch obwohl er König geworden war, ließ er nicht von seiner Pfeife.

Komm mit mir, Connla,  
Du, dessen Nacken wie Milch und Blut,  
du mit dem Flammen gelock!

Die goldblonde Krone,  
die über deinem rosigen Antlitz schimmert.  
Sie wird das Zeichen deiner Königswürde sein.  
Wenn du mir folgst, so wird die Jugendfrische  
und Schönheit deiner Gestalt bis in Ewigkeit  
niemals dahinwelken.«

Da sprach Conn zu seinem Druiden Corann – es hörten nämlich alle, was das Weib sprach, obzwar sie niemand sehen konnte.

»Ich bitte dich, Corann, Sangeskundiger,  
Künstereicher!  
Schwere Not ist über mich gekommen, gegen die  
mein Wissen und meine Macht nichts vermögen.  
Seit ich die Herrschaft ergriffen, hatte ich keinen  
so schweren Strauß auszufechten wie diesen.  
Ohnmächtig bin ich im Kampfe gegen jene  
unsichtbare Gestalt,  
Die mich bedrängt, um meinen schönen Sohn  
durch zauberische Künste mir zu rauben;  
Weibersprüche sind es, die ihn von meiner  
königlichen Rechten hinweglocken wollen.«

Da sang der Druide ein Zauberlied gegen die Stimme jener Frau, so daß keiner mehr ihr Rufen vernahm und sie auch hinfort Connlas Blicken entschwand. Aber während sie vor dem mächtigen Gesang des Druiden entwich, warf sie Connla einen Apfel zu. Einen ganzen Monat lang verblieb hierauf Connla ohne Speise und Trank; jedwede

Nahrung verschmähte er, seinen Apfel allein ausgenommen. Und soviel er auch davon essen mochte, der Apfel nahm niemals ab, sondern blieb immer ganz. Schließlich wurde Connla von Sehnsucht nach der Frauengestalt ergriffen, die er gesehen hatte.

An dem Tag, an welchem der Monat um war, befand sich Connla an der Seite seines Vaters im Archomain<sup>1</sup>-Feld. Da sah er dieselbe Frau auf sich zukommen, und sie sprach zu ihm:

»Auf kläglichem Sitze thront Connla  
Unter Sterblichen und Vergänglichen  
In Erwartung grausigen Todes.  
Die ewiglich Lebenden laden dich ein!  
Bald rufen dich die Mannen des Teathra<sup>2</sup>,  
Die dich täglich unter deinen lieben Verwandten  
erschauen  
In den Versammlungen deines Vaterlandes.«

Sobald Conn die Stimme des Weibes vernahm, sprach er zu seinen Leuten:

»Ruft mir den Druiden herbei, denn ich sehe, daß ihr die Zunge heute wiederum gelöst ist!«

Da sang die Frau:

»O Conn, Hundertkämpfer!  
Des Druiden Kunst sollst du nicht lieben!  
Denn es währt nicht mehr lange.  
So betritt, um Gericht zu halten,  
unseren weiten Strand

1 Sprich: är Chomin.

2 Ein irischer Kriegsgott und Riesenkönig (sprich: Tjära); der Name entspricht genau lateinisch tetrax und enthält dieselbe Wurzel wie der Name des nordischen Riesen Thiasi.

Ein Gerechter<sup>1</sup> mit zahlreichen herrlichen Begleitern.  
Bald wird dich sein Gesetz erreichen.  
Das der Druiden Zaubersprüche  
und ihre ruchlosen Lehren  
Vor den Augen des Teufels, des schwarzen Zauberers,  
zunichte macht.«

Conn wunderte sich darüber, daß Connla mit niemandem redete, sobald das Weib erschienen war.

»Geht dir, o Connla«, fragte Conn, »das zu Herzen, was das Weib spricht?«

»Ich weiß nicht recht«, entgegnete Connla. »Ich liebe die Meinigen über alles, aber die Sehnsucht nach jenem Weib läßt mir keine Ruhe.«

Da sang die Frau:

»Du kämpfst – vergeblichstes Bemühen! –  
Gegen die Woge deiner Sehnsucht,  
die dich fort von den Deinen treibt,  
Mit mir in meinem kristallinen Schiffe  
Zum Sidh des Buadhach zu fahren.

Ich weiß noch ein anderes Land,  
Das um nichts schlechter ist;  
Zwar senkt sich schon die Sonne,  
Doch erreichen wir es noch  
vor Einbruch der Nacht.

Das ist das Land, das den Sinn eines jeden  
Erfreut, der darin wandelt.  
Kein anderes Geschlecht lebt dort,  
Als nur Mädchen und Frauen.«

1 Anspielung auf die Mission des heiligen Patrick (386–459).

der nach Hause zurückkehren. Trostlos war ihm zumute. Da erblickte er die Jungfrau am Burgfenster, und sie war so schön, wie er noch keine gesehen hatte. Mut und Furcht zugleich erfüllten ihn. Einesteils schämte er sich, heimzukehren, anderseits sah er ein: jeder Versuch, in die Burg einzudringen, war zwecklos, wenn er nicht all die Zauberräder ringsum zum Stillstand brachte.

Einsam und traurig blickte die junge Prinzessin auf den Königssohn. Ihr Vater wünschte sie mit einem andern König in der Nachbarschaft zu verheiraten. Das war ein grauer alter Mann. Aber er war sehr reich.

»Ich will heimkehren«, sprach der irische Königssohn, »und ganz Irland durchforschen nach einem Zauberer, der diese Räder zum Stillstand zwingt.«

»Einen solchen Mann gibt es jetzt nicht in Irland«, sprach Curaoi. »Da ist kein Mann innerhalb oder außerhalb Irlands, der die Macht hat, jene Räder anzuhalten, außer einem allein.«

»Und wer ist das?« fragte der Prinz.

»Das bin ich«, sagte Curaoi.

»Wer bist du?« fragte der Prinz.

»Das tut hier nichts zur Sache. Ich kenne seit alters her den Herrn dieser Burg. Wir erlernten zusammen die Zauberei vom Erzzauberer in Asien. Ich war ihm stets überlegen und will ihn auch jetzt überwinden, wenn du mich damit beauftragst.«

»So halte die Zauberräder an!« sprach der Königssohn aus Irland, »und du sollst haben, was du dir im Schloß wünschest. Aber wissen möchte ich, woher du bist und wie du heißt.«

»Curaoi bin ich und komme fernher aus Irland.«

Curaoi befahl, neun Schritte von der Burg zurückzutreten. Sie taten es, und in dem Augenblick standen die Zauberräder still. Alle drangen in die Burg ein, und der

König von Asien erschrak, als er sie durchs Tor stürmen sah. Doch als er Curaoi in ihrer Mitte erblickte, wußte er, es war zwecklos, gegen sie anzukämpfen.

»Ihr habt gewonnen«, sprach er, »doch was brachte euch hierher aus Irland?«

»Ich kam«, sagte der Königssohn aus Irland, »um deine Tochter zur Frau zu gewinnen. Und ich versprach Curaoi das, was er sich aus dem Schloß wünscht. Er mußte die Zauberräder zum Stillstehen bringen. Das ist alles, was wir wollen.«

Der König ließ seine Tochter rufen, und sie ließ nicht lange auf sich warten.

»Du darfst meine Tochter haben, wenn du sie erlangen kannst, Königssohn aus Irland«, sprach der König.

»Und nun Curaoi, was wünschst du dir zum Lohn?«

»Du versprachst mir das, was ich mir im Schloß auswähle, nicht wahr?«

»Gewiß, und nun wähle!« sagte der Prinz.

»Ich wähle mir die Prinzessin«, sagte Curaoi, »denn sie ist die größte Kostbarkeit im Schloß. So, und nun können wir wieder heimkehren nach Irland!«

Der Prinz war natürlich betrübt. Aber da war nichts zu machen. Der Handel war einmal abgeschlossen. War aber der Prinz traurig, so war es die Prinzessin noch viel mehr. Denn keine Jungfrau möchte einen Druiden heiraten. Und daß es nun gar ein alter Druide war, machte ihren Kummer noch siebenmal größer.

Als sie heimkamen, hatte der Prinz Gelegenheit, mit der Königstochter zu reden. Sie versicherte ihm, sie würde niemals Curaoi heiraten, lieber wäre sie unter der Erde.

Als sie nach Irland kamen, führte Curaoi die Prinzessin heim. Doch ehe sie vom Sohn des Königs von Irland Abschied nahm, mußte er ihr schwören, alles zu versuchen, sie von Curaoi zu befreien.

Nun lebte Curaoi nahe bei den Brandonbergen, die dort drüben liegen. Er hatte eine große Burg. Doch sie war nur eine kleine Hütte im Vergleich zum Schloß des Königs von Asien. Als Curaoi die Jungfrau aufforderte, ihn zu heiraten, sagte sie: keinen andern Mann würde sie nehmen als einen, der ein Schloß hätte, so groß wie das ihres Vaters!

»Es soll nicht lange dauern, bis ich ein solches Schloß für dich habe«, sprach Curaoi. »Ich will über ganz Irland meine Leute ausschicken und mir die größten Felsblöcke herbeischaffen lassen. In einem Jahr ist mein Schloß erbaut.«

Der Königssohn von Irland war ein wunderbarer Spielmann. Aus Asien zurückgekehrt, verkleidete er sich als Barde, nahm seine Harfe und durchzog Irland. Nicht lange, und er kam nach Kerry. Bald hatte er alles über Curaois Burg ausgekundschaftet.

Er ging vors Schloß und begann zu spielen, und seine Musik klang lieblich. Die Prinzessin lauschte und wußte sogleich, wer da war. Sie befahl dem Diener, den Spielmann heraufzuholen; sein Lied gefiele ihr.

Er kam, und sie teilte dem Prinzen mit, daß alle Leute aus der Burg nach Bausteinen geschickt waren und einige Zeit fortbleiben würden.

Nun lag ein großer Wald zwischen Schloß und Meer – jetzt aber wächst dort kein Baum – und dann floß dort ein kleiner Bach, oben von der Burg herunter, durch den Wald in die See.

»Geh du jetzt heim!« sprach die Prinzessin zum Königssohn von Irland, »und halte dich unterwegs nicht auf! Heute nach einem Monat sei mit deinen Leuten unten am Bach im Wald. Und wenn du im Wasser dort Milch zum Meer hinunterfließen siehst, dann zögere nicht lange, sondern komm! Wenn ich lebe, will ich dich am Burgtor erwarten.«

Der Prinz kehrte nach Hause zurück. Einen Monat später fand er sich mit seinen Leuten im Wald ein. Dort



verbargen sie sich in der Nähe des Schlosses und warteten, bis im Bachwasser Milch herabströmte.

Die Burgmannen pflegten sich alle über das Land hin zu zerstreuen, um Steine zu sammeln. Curaoi selbst ging oft in die Brandonberge, um zu jagen.

Auf der Burgseite gab es ein Zauberhorn. Wenn das erscholl, war es nicht nur in Kerry zu hören, sondern in ganz Munster. Curaoi hatte nun seinen Leuten befohlen, beim Klang dieses Hornes jede Last hinzuwerfen und so schnell wie möglich heimzukehren. Seine Mannen waren stark. Es waren Riesen. Jeder von ihnen trug einen großen Felsblock auf der Schulter und einen in der Achselhöhle. Die beiden Steinblöcke schienen ihnen so geringe Last zu sein wie zwei Rasenstücke.

Nun wartete der Königssohn von Irland mit seinen Leuten im Wald, und eines Tages, als Curaoi auf der Jagd war und kein Mensch im Schloß, floß die Milch den Bach hinunter. Kaum sahen sie das, so eilten sie zur Burg hinauf. Sie fanden die Prinzessin am Tor, führten sie mit sich und eilten fort.

Als Curaoi heimkam und die Jungfrau nicht fand, blies er auf dem Zauberhorn, und seine Männer hörten es. Jeder von ihnen warf die Felsblöcke, die er trug, dort hin, wo er gerade stand. Dann stürzte er zur Burg hinauf. – Auf diese Weise sind die beiden Steine auf das Feld von Gallan gekommen!

Als die Mannen heimkamen, fanden sie Curaoi tot vor, und kein Mensch weiß, wie er starb.

Das Schloß war erst halb vollendet und ist seitdem geblieben wie es war. Dort drüben auf dem Berg steht es und sieht aus wie ein Torfschober. Von jenem Tag an bis heute heißt es »Curaois Feste«.

Der Königssohn von Irland und die Prinzessin heirateten sich und lebten viele Tage glücklich in Irland.

den würde, und zwar von seinem eigenen Sohn oder Enkel.

Balor hatte nur eine Tochter, Eithne mit Namen. Damit nicht durch sie Verderben über ihn käme, schloß er sie in einen uneinnehmbaren Turm ein, den seine Vorfahren auf der Spitze von Tor-Mór gebaut hatten. Dieser fast unersteigbare Felsen hob sein Haupt hoch in den blauen Himmel, während sein Fuß ewig von Wogengebrüll umschäumt war.

So standen dort Felsen und Turm an der Ostküste der Insel und trotzten dem Sturm. Balor gab seiner Tochter zwölf alte Frauen zur Gesellschaft. Er befahl ihnen auf strengste, niemals einen Mann in die Nähe von Eithne gelangen zu lassen, ja, ihr überhaupt zu verheimlichen, daß es Menschen gäbe, die nicht weiblichen Geschlechts seien.

Dort im Turm blieb Eithne lange Zeit und blühte zu einer Jungfrau von großer Schönheit heran. Die Matronen erwähnten ihr gegenüber nie das Wort »Mann«, aber Eithne begann zu fragen, wie sie selbst denn in die Welt gekommen sei, und was das für Wesen seien, die sie oft in Fellbooten am Turm vorbeifahren sähe, und was das für Träume seien, die ihr andersgestaltete Menschen und unbekannte Freuden mit ihnen vorspiegelten. Aber die Matronen blieben ihrer Aufgabe treu und enthüllten das Geheimnis nicht.

Unterdessen fühlte sich Balor vollkommen sicher. Er verachtete die Weissagungen des Druiden und zog auch ferner auf Krieg und Raub aus. Er vollbrachte viele berühmte Taten, kaperte manches Schiff, überwältigte und fesselte manche Schar von Seeräubern. Er machte auch zahlreiche Einfälle in das gegenüberliegende Land und schleppte die Menschen und ihre Habe nach seiner Insel. Aber solange er die kostbare Kuh Glas Gaibhnenn nicht besaß, blieb sein Ehrgeiz unbefriedigt; er wandte daher all seine Macht und List an, um auch sie noch zu gewinnen.

Eines Tages begab sich Mac Cinnfhaolaidh zur Schmiede seiner Brüder, um sich einige Schwerter schmieden zu lassen. Die unschätzbare Kuh führte er an einem Zügel mit sich. Bei Nacht wurde das Tier mit diesem Halfter angebunden, bei Tag aber hatte Mac Cinnfhaolaidh den Strick beständig in der Hand. – Als er zur Schmiede gekommen war, übergab er die Kuh seinem Bruder Mac Samhthainn. Dann trat er in die Schmiede, um zu sehen, ob die Schwerter gut gestählt würden.

Als Mac Cinnfhaolaidh in der Schmiede war, nahm Balor die Gestalt eines kleinen rothaarigen Jungen an und erzählte dem Mac Samhthainn, er hätte in der Schmiede Gavida und Mac Cinnfhaolaidh flüstern hören, daß sie den ganzen Stahl von Mac Samhthainn dazu gebrauchen wollten, um für Mac Cinnfhaolaidh Schwerter zu machen; die Schwerter für Mac Samhthainn aber sollten nur aus Eisen gemacht werden.

Mac Samhthainn fluchte und sprach: »Sie sollen erfahren, daß ich nicht leicht betölpelt werden kann! Hier, halte diese Kuh, mein kleiner Freund«, und schon stürzte er zu der Schmiede.

Kaum hatte Balor den Zügel in der Hand, da entführte er die Kuh mit der Geschwindigkeit des Blitzes. Der Ort, wo er sie am Schwanz ans Land zog, heißt noch heute Port-na-Glaise, »Hafen der grünen Kuh«.

Da hörte Mac Cinnfhaolaidh das Jammergeschrei seines Bruders, lief aus der Schmiede und sah Balor und die Kuh in der Mitte des Tory-Sundes.

Jetzt begriff auch Mac Samhthainn die List Balors und mußte vom Bruder ein paar wuchtige Schläge an den Schädel erdulden.

Ganz verstört wanderte Mac Cinnfhaolaidh stundenlang umher, bevor er überhaupt nur nachdenken konnte, was wohl das beste sei, um die Kuh wiederzugewinnen.

Als er schließlich seinen Zorn ausgetobt hatte, ging er zur einsamen Wohnung eines eisgrauen Druiden und fragte ihn um Rat.

Der Druide sagte ihm, daß die Kuh nicht wiedergewonnen werden könne, solange Balor lebe; denn um die Kuh zu bewachen, würde er sein Basiliskenaugie nie mehr schließen und daher jeden versteinern, der es wagen sollte, dem Tier nahezu kommen.

Mac Cinnfhaolaidh hatte jedoch einen Hausgeist, die Biróg vom Berg. Diese unternahm es, den Untergang Balors zu betreiben. Sie kleidete Mac Cinnfhaolaidh in Kleider, wie sie damals von den Frauen getragen wurden, trug ihn auf den Flügeln des Sturmes nach der luftigen Höhe von Tor-Mór und klopfte an die Tür des Turmes.

Sie bat um Schutz und Obdach für eine edle Dame, die sie aus den Händen grausamer Räuber befreit hätte.

Die Matronen ließen beide in den Turm.

Sobald Balors Tochter die fremde vornehme Dame sah, erkannte sie in ihr eine der Gestalten, die sie so oft im Traum geliebt hatte – und sie verliebte sich sofort in den edlen Gast. Dann schlieferte die Biróg die zwölf Matronen durch Zauberkraft ein.

Nachdem Mac Cinnfhaolaidh bei der Tochter Balors geruht hatte, trug ihn sein Hausgeist unsichtbar wieder nach Druim na teine.

Als die Matronen erwachten, redeten sie der Eithne ein, daß die Erscheinung der beiden Fremden nur ein Traum gewesen sei; sie schärften ihr aber ein, dem Vater niemals davon zu erzählen.

So blieb alles verborgen, bis Balors Tochter drei Kinder in einer Geburt gebar.

Balor bemächtigte sich sofort der Kinder, ließ sie in ein Tuch packen, das von einer Nadel zusammengehalten wurde, und befahl, sie in einem Strudel zu ertränken.

Als aber das Boot aus dem kleinen Hafen herausruderte, fiel die Nadel aus dem Tuch und einer der Knaben glitt ins Wasser. Daher heißt noch heute der Hafen Port-nadel, »Hafen der Nadel«.

Die beiden andern Kinder wurden in den Strudel geworfen.

Den Knaben aber, der zuerst aus dem Tuch geglitten war, rettete die Biróg und brachte ihn zu Mac Cinnfhaolaidh. Dieser übergab das Kind seinem Bruder Gabhaidh.

Gabhaidh erzog den Knaben und lehrte ihn das Schmiedehandwerk; Balor aber glaubte das Schicksal besiegt zu haben.

Balor erfuhr auch von seinem Druiden, wer es gewagt hatte, das Rad des Schicksals in Bewegung zu setzen.

Er landete mit vielen wilden Gefährten an Mac Cinnfhaolaidhs Küste. Sie ergriffen ihn und legten sein Haupt auf einen großen weißen Stein. Einer hielt ihn am langen Haar, andere an Händen und Füßen, Balor aber schlug ihm das Haupt ab mit einem einzigen Streich seines wuchtigen Schwertes.

Das Blut floß in Strömen über den Stein und drang bis in sein Inneres. Dieser Stein mit den roten Adern erzählt noch heute von der Bluttat.

Aber trotz aller Anstrengungen konnte Balor seinem Geschick nicht entgehen.

Balor fuhr nun oft nach der gegenüberliegenden Küste, da er sich das Land unterworfen hatte und Gabhaidh Kriegswaffen für ihn schmieden mußte. Im Laufe der Jahre wuchs der Sohn Mac Cinnfhaolaidhs zum Jüngling heran, ohne daß Balor etwas von seiner Abstammung erfuhr. Er wurde ein ausgezeichnete Schmied, und Balor gewann ihn lieb.

Aber der Sohn Mac Cinnfhaolaidhs kannte das Geheimnis seiner Geburt und den Anschlag Balors auf ihn und seine Brüder und die Tötung des Vaters.

»Deine Not ist groß«, sagte die Schloßfrau zu ihr. »Ich werde dir Milch und Heilung verschaffen. Dein Sohn soll in einer Stunde so gesund sein wie einst.«

Damit reichte sie ihr eine zinnerne Kanne und sprach: »Geh nun nach Hause. Solange du lebst und dein Sohn auch, wird jene Kanne nicht leer. Doch mußt du dies als ein Geheimnis wahren. Du darfst keinem Menschen erzählen, was du hier bekamst. Wenn du nun heimkommst, lege ein Stückchen Marienklees in diese Milch und gib sie deinem Sohn zu trinken.«

Die Witwe kehrte nach Hause zurück, tat das Kraut in die Milch und gab ihrem Sohn einen Schluck davon zu trinken. Nach einer Stunde erhob er sich, gesund wie zuvor. Nun ging die Witwe mit dem Krüge durch die Dörfer, und da gab es keinen, dem sie davon zu trinken gab, der nicht nach Verlauf einer Stunde gesund geworden wäre.

Bald wurde Maire Ní Chiaracháin – so hieß nämlich die Witwe – in der Umgegend bekannt. Und bald hatte sie ihren Beutel voller Gold und Silber.

Eines Tages nun ging sie zum Fest des Schutzpatrons nach Coillte-Broncais, trank zuviel, betrank sich und ließ das Geheimnis entschlüpfen.

Nach dem Rausch befahl sie schwerer Schlaf. Als sie aufwachte, war ihre Kanne fort! Sie war so verzweifelt, daß sie sich ertränkte, dort, wo der »weiße Pfuhl« ist, der eine Meile von Coillte-Broncais entfernt liegt.

Jeder glaubte jetzt, der Heselkrug sei bei den Leuten im Schloß des Cronnan zu haben, wenn sie nur dorthin gingen. Am nächsten Morgen machte sich eine Menschenmenge auf zum Schloß. Alle, die im Schloß waren, starben! Das Geschrei drang von drinnen heraus, und die Leute versammelten sich zu Hunderten. Doch keiner konnte hinein. Denn der Palast war gefüllt mit Dampf und Feuer und man hörte ein Donnergetöse.

Die Leute schickten zum Priester, der in Beallach a Doirín wohnte. Aber der sagte: »Das ist nicht mein Bezirk, und ich habe nichts damit zu tun.«

In jener Nacht sahen die Leute einen großen Lichtschein im Palast und fürchteten sich sehr. Am Tag darauf schickten sie zum Priester nach Lios-a-Choill. Aber der wollte auch nicht kommen, weil der Ort nicht zu seinem Bezirk gehörte. Darauf schickten sie zum Priester nach Cill-ma-bhidh. Aber mit dem war es dieselbe Geschichte.

Es gab eine Schar Bettelmönche in Coillte-máin. Als sie von den Ereignissen hörten, gingen sie hin zum Palast. Ganz allein gingen sie, ohne einen Menschen sonst. Als sie eintraten, begannen sie zu beten, sahen aber niemand. Nach einer Weile verschwand der Dampf. Feuer und Donner hörten auf. Die Tür öffnete sich und ein großer Mann trat heraus. Die Mönche bemerkten, daß er nur ein Auge hatte, und das war auf seiner Stirn.

»Im Namen Gottes, wer bist du?« fragte einer der Mönche.

»Ich bin Cronnán, der Sohn Balors mit dem Giftauge. Fürchtet euch nicht! Ich tue euch kein Übel an; denn ihr seid gute tapfere Männer. Die Leute, die hier weilten, sind zur ewigen Ruhe ihrer Leiber und Seelen eingegangen. Ich weiß, ihr seid arm und sorgt für die Armen ringsum. Hier sind zwei Börsen! Eine ist für euch selbst, die andere zum Verteilen unter die Armen. Und wenn alles verbraucht ist, kommt wieder her. Ich gehöre nicht dieser Welt an, doch füge ich keinem etwas Böses zu, der es mir nicht zuerst antut und der mich meidet.«

Damit überreichte er ihnen zwei Börsen und sprach: »Nun geht an euer mildtätiges Werk!«

Die Mönche kehrten heim, versammelten die Armen und verteilten das Geld unter sie. Die Leute fragten, was sie im Palast gesehen hätten.

»Alles, was wir sahen, ist ein Geheimnis«, antworteten die Brüder, »und wir raten euch, nicht in die Nähe des Schlosses zu gehen. Dann wird euch kein Unglück zustoßen.«

Die Priester wurden begierig, als sie davon hörten, daß die Mönche soviel Geld im Palast bekommen hatten, und die drei gingen jetzt hin, in der Hoffnung, auch etwas zu bekommen wie die Mönche.

Sobald sie eintraten, begannen sie zu schreien: »Ist hier wer?«

Cronnán kam aus einem Gemach heraus und fragte: »Was wollt ihr?«

»Wir kommen, um uns mit dir zu befreunden«, antworteten die Priester.

»Ich glaubte, Priester wären nicht geneigt zu lügen«, sprach Cronnán. »Ihr kamt mit dem Wunsch, Geld zu erlangen wie die armen Bettelmönche. Ihr hattet Angst, zu kommen, als die Leute nach euch schickten. Aber ihr sollt jetzt keinen Heller haben; denn ihr seid es nicht wert!«

»Weißt du nicht, daß wir Macht haben, dich von hier zu vertreiben?« fragten die Priester. »Und wir werden von unserer Macht Gebrauch machen, falls du nicht entgegenkommender wirst!«

»Was schert mich eure Macht!« versetzte Cronnán. »Ich habe mehr Macht als alle Priester in Irland!«

»Du lügst!« sprachen die Priester.

»Ihr sollt heute nacht ein wenig von meiner Macht verspüren«, sagte Cronnán. »Ich werde keine Schindel über euren Häuptern lassen, sondern sie dort in jenen Fluß treiben. Und, wenn ich wollte, könnte ich euch töten mit dem Blick meines Auges. Morgen früh werdet ihr die Schindeln eurer Häuser im Wasser finden. Jetzt fragt mich nicht weiter, sonst ergeht es euch noch übler.«



Die Priester eilten heim, von Furcht befallen. Aber das glaubten sie nicht, daß ihre Häuser bis zum andern Morgen ohne Schindeln sein sollten.

Es war etwa um die Mitternachtsstunde, da setzte sich ein Windstoß unter die Dachschindeln der Priesterhäuser und trieb sie fort, in den Fluß hinein, der nahe beim Palast floß. An den Priestern war kein Knochen, der nicht schlotterte vor Angst. Sie mußten bis zum Morgen bei den Nachbarn Unterschlupf suchen.

Am nächsten Morgen gingen die Priester an den Fluß beim Palast. Da sahen sie die Schindeln ihrer Dächer auf dem Wasser schwimmen. Sie schickten zu den Bettelbrüdern und baten sie, Cronnán aufzusuchen und für sie um Versöhnung zu bitten; sie sollten ihm bestellen, sie wollten ihn auch nicht weiter belästigen. Die Brüder gingen zum Palast. Cronnán begrüßte sie und fragte nach ihrem Anliegen.

»Wir kommen von den Priestern und wollen dich für sie um Versöhnung bitten. Sie wollen dich auch nicht mehr belästigen.«

»Das ist auch ihr Glück!« versetzte Cronnán. »Nun kommt mit mir und seht, wie ich die Dachschindeln wieder auf die Häuser zurückbefördere.«

Sie begleiteten ihn an den Fluß. Dort blies er einen Windstoß aus seinen Nasenlöchern. Die Dachschindeln erhoben sich, wie sie es getan hatten, als er sie das erstemal hochhob. Die Priester wunderten sich und meinten einer zum andern: »Die Macht der Zauberei ist nicht tot, noch aus dem Land verjagt!«

Von dem Tage an traute sich kein Priester in die Nähe von Cronnáns Palast.

Es war ein Jahr nach dem Tod von Máire Ní Chiara-cháin. Wieder war das Schutzpatronsfest in Coillte-Broncais. Eine Menge junger Leute war dort versammelt, und

unter ihnen befand sich Páidin, der Sohn der Máire Ní Chiaracháin. Sie tranken Schnaps, bis sie betrunken waren. Auf dem Heimwege sagte Páidin O’Ciaracháin:

»Da oben im Schloß gibt’s Geld genug! Wenn ihr Mut habt, könnt ihr’s kriegen!«

Von den Getränken berauscht, sagten zwölf von ihnen:

»Wir haben Mut und wollen zum Palast gehen!«

Als sie vors Tor kamen, rief Páidin O’Ciaracháin:

»Öffnet die Tür oder wir brechen sie auf!«

Cronnán trat heraus und sprach: »Wenn ihr nicht heimkehrt, werde ich euch in einen bösen Schlaf versetzen.«

Sie wollten Cronnán angreifen. Jedoch er blies aus seinen Nasenlöchern einen Windstoß und trieb damit die jungen Männer zu einem Schanzenwall hin, der den Namen hat »der Wall mit dem schweren Nebel«. Er versetzte sie in tiefen Schlaf und zog über sie dicken Nebel zusammen. Seitdem heißt der Ort nicht anders als »der Wall mit dem schweren Nebel«.

Am andern Morgen waren all diese jungen Männer nicht zu finden, hier nicht und dort nicht. Die Leute waren besorgt. Der Tag verging ohne eine Kunde von den Verlorenen. Das Gerücht lief um, Cronnán hätte sie getötet, denn man hatte sie zum Palast gehen sehen. Die Väter und Mütter der jungen Leute gingen zu den Mönchen und baten sie, Cronnán aufzusuchen und von ihm zu erforschen, wo sich die jungen Menschen befanden – ganz gleich, ob tot oder lebendig. Sie gingen zu ihm, und er teilte ihnen mit, was für einen Streich ihm die jungen Leute hatten spielen wollen und was er ihnen dafür angetan hatte.

»Wenn du so gut sein wolltest, verzeih ihnen diesmal!« baten die Mönche. »Sie waren doch vom Branntwein berauscht und werden gewiß nicht wieder Böses tun.«

»Weil ihr mich bittet, will ich sie freilassen. Aber wenn sie noch einmal kommen sollten, versetze ich sie in einen

Schlaf, der sieben Jahre währt! Kommt nun, damit ihr sie seht!«

»Wir sind schlechte Fußgänger«, sagten die Brüder. »Wir werden wohl lange wandern, bis wir an den Ort gelangen, wo sie sind.«

»Nicht zwei Minuten sollt ihr zu laufen haben«, erwiderte Cronnán. »Und in derselben Zeit sollt ihr wieder zurück sein und zu Hause.« Damit geleitete er sie hinaus, blies einen Windstoß aus seinem Mund und trieb sie bis auf »den Wall mit dem schweren Nebel«. Er selbst war ebenso flink dort wie sie.

Da erblickten sie die zwölf jungen Männer, wie sie unter der Nebelwolke des Walles schliefen. Großes Staunen befahl sie.

»Nun«, sprach Cronnán, »ich werde sie heimbefördern.«

Er blies sie an, und sie hoben sich wie Vögel in die Luft. Nicht lange, so war ein jeder von ihnen zu Hause, und die Mönche auch. Und du kannst sicher sein, sie suchten nie wieder Cronnáns Palast auf!

Noch jahrelang wohnte Cronnán in dem Schloß. Eines Tages aber, als sich die Mönche aufmachten, ihn zu besuchen, konnten sie ihn nicht finden.

Die Leute munkeln, daß er den Bettelmönchen große Reichtümer hinterließ.

Mit der Zeit fielen die Schindeln vom Palast. Jeder fürchtete sich, darin zu wohnen. Viele Jahre machten die Leute eine Meile ringsum einen Umweg, um nur nicht an dem alten Schloß vorüberzuziehen.

Heute ist nur noch ein Rest von dem alten Gemäuer zu sehen. Doch von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag heißt das alte Schloß nicht anders als »der Palast des Cronnán«.

Es ging alles gut, bis seine Frau zum zehnten Mal schwanger wurde. Als das Kind geboren werden sollte, da schwor Frannach einen Eid: »Bei Sonne und Mond!« sprach er, »wenn du diesmal keine Tochter bekommst, zerreiße ich dich wie einen Salm!«

Bei diesem Schwur, mein lieber Freund, war die arme Frau im tiefsten Herzen erschüttert. Sie wußte es, er war ebenso bereit zuzuschlagen wie zu drohen. Bevor sie niederkam, ließ sie die Hebamme rufen und erzählte ihr alles, wie ich es euch erzählte.

»Es ist recht schlimm«, sprach die Hebamme, »doch will ich mein Bestes tun, diesem schweren Fall abzuhelfen, sollte ein Sohn zur Welt kommen.«

In derselben Zeit sollte auch Gobans Weib ein Kind bekommen. Sie hatte ebensowohl den Wunsch nach einem Sohn wie Frannach nach einer Tochter. Die Hebamme begab sich zu Gobans Frau und erzählte ihr die Geschichte. Gobans Weib meinte zu ihr: »Sollte ich eine Tochter bekommen und Frannachs Weib einen Sohn, bringe ihn zu mir, und du kannst meine Tochter dafür forttragen. Das Geheimnis wird nicht bis über die Türschwelle gelangen.«

Mein guter Freund, so kam es nun. Es geschah, daß Gobans Weib eine Tochter zur Welt brachte und Frannachs einen Sohn. Nach der Geburt fragte Frannach, ob es ein Knabe sei oder ein Mädchen. Da antwortete die Hebamme schnell: »Eine Tochter!«

»Heilsame Botschaft!« sagte er und begann vor Freude zu springen und zu tanzen und durch das Gemach zu hüpfen. Das trieb er so lange, bis ihm der Kopf schwindelte und er sich der Länge lang zu Boden werfen mußte. Und nach dieser Anstrengung mit Herumspringen sank er in festen Schlaf. Mit der Geschwindigkeit wie du beide Hände zusammenschlägst, lief die Hebamme mit dem Säugling zur

Fähre von Bhéil Atha Na Cloiche Duibhe<sup>1</sup> die über die Rathfran-Bay führt. Sie betrat Gobans Haus in der Totenstille der Nacht, und da Gobans Weib über ihr Vorhaben Bescheid wußte, zögerte sie nicht lange, sondern nahm das Knäblein und reichte ihr das kleine Mädchen.

Dann kehrte die Frau auf demselben Weg zurück und erreichte Frannachs Haus, ohne daß der Mann etwas von ihrem Unternehmen gemerkt hatte. Frannachs Weib war heilfroh über die Tochter und darüber, daß sie nun vor der rohen Wut ihres Mannes gerettet war. Noch größer war Gobans Freude, als ihm gesagt wurde, sein Weib hatte einen Sohn bekommen. Denn er hatte sich immer einen Sohn in die Familie gewünscht, der sein Handwerk nach ihm übernehmen konnte. Es gab nämlich keinen Maurer, der besser und tüchtiger war als Goban. Und das war nun der Grund seiner Freude an seinem Sohn: er wollte ihm sein Handwerk vererben. Das war ja bei einer Tochter nicht möglich.

Um nun die Geschichte kurz zu machen – beide Kinder wurden sorgfältig gehütet, und was sie nicht bei Nacht wuchsen, das wuchsen sie bei Tag; denn die Väter ließen ihnen gute Pflege angedeihen. Frannachs Tochter wuchs zu einer schlanken, hohen Maid heran. Sie hatte ein Helles Gesicht mit braunen Flecken – wie die alten Erzähler berichten. Hübsch war sie nicht. Aber ein altes Sprichwort sagt: »Nicht die Schönheit macht den Brei, sondern das nahrhafte Mehl«. So war's auch mit Aine, das war nämlich ihr Name. Nah und fern drang der Ruf ihrer Klugheit, ihrer Freundlichkeit und ihres Wertes. Die Leute wunderten sich nur darüber, wie ein so gesetztes Mädchen in die Familie Frannachs kam. Zahlreiche junge Männer sahen ihr nach und hatten wohl Lust, mit ihr wegen ihrer Klugheit einen Haushalt zu gründen. Doch wenn sie an die teufl-

1 d. i. Furtmündung mit dem schwarzen Stein.

schen Handlungen und Bosheiten Frannachs dachten, verging ihnen die Lust, in seine Familie einzuheiraten.

Im Laufe der Zeit hatte Gobans Sohn sein Handwerk erlernt. Wohin Goban auch ging, stets nahm er ihn mit. Goban würde der beste Maurer in Irland gewesen sein, doch ging er langsam ans Werk. (Dies ist nämlich zu bemerken, daß Goban bei all seiner Tüchtigkeit noch nicht seine vollendete Meisterschaft erreicht hatte. Das sollte erst kurze Zeit hiernach geschehen.)

Im Laufe der Zeit hatten Goban und sein Sohn viele Bauten und Türme fertiggebracht. Es wird erzählt, daß sie den Turm von Cill Alaidh erbauten. Nach seiner Vollendung meinte Goban, der Sohn wäre nun im heiratsfähigen Alter, und da er auch seine Töchter schon verheiratet hatte (denn er hatte nur Töchter außer dem einen Sohn) und sein Weib vor Alter ganz vertrocknet und verbraucht war, sollte er, der Sohn, nun heiraten, und zwar eine Frau, die weise und umsichtig, verständig, gescheit und vorsichtig war. Denn eine solche ohne einen roten Heller war mehr wert als eine verschwenderische Schlampe mit hundert Pfund Gold.

»Gut, Vater«, meinte der Sohn, »ich will deinen Rat befolgen. Ich weiß, es ist mein Nutzen.«

So war's denn gut. Am nächsten Markttage schlachtete Goban ein Schaf und zog die Haut ab. Er reichte sie dem Sohn und sagte, er sollte damit zur Stadt gehen, sich am Marktkreuz niederlassen und ausrufen: »Die Haut und ihren Preis!« Irgendeine beliebige Frau dann, die ihm den Preis für die Haut gäbe und diese auch wieder zurück und die trotzdem aus dem Handel ihren Vorteil zöge, die sollte er mit nach Hause bringen. Er wollte sie dann durch vorsichtige Fragen ausforschen, um zu erfahren, ob ihr Verstand wirklich so gut war, wie es einem glücklichen Einfall entsprach. So kam es. Am Sonnabend darauf ging Gobans Sohn nach Cill Alaidh und nahm die Haut mit

sich. Den Rücken gegen das Marktkreuz gelehnt, schrie er aus vollem Halse: »Die Haut und ihren Preis!«

Die Leute, die vorübergingen, starrten ihn fortwährend an und beobachteten ihn. Keiner war schlau genug, die Bedeutung seines Treibens zu verstehen. So fingen sie an, sich über ihn lustig zu machen und sagten, Gobans Sohn hätte seinen Verstand verloren. Denn nach ihrer Meinung war kein Sinn in dem, was er sagte.

Nun gut. Der junge Goban brachte dort den Tag zu und hatte noch am Abend die Haut, aber nicht den Preis dafür.

»Nun, wie ging es dir?« fragte Goban.

»So wie ich am Morgen fortgegangen bin«, sagte der Junge, »beide Hände lang, komme ich am Abend heim.«

»Das ist noch kein Schade«, meinte Goban. »Wir wollen es wieder versuchen.«

Um die Geschichte kurz zu fassen – eine Woche nach dem Sonnabend ging der junge Goban wiederum nach Cill Alaidh, lehnte den Hinterkopf gegen das Marktkreuz und redete vor sich hin, so daß die Leute auf ihn aufmerksam wurden. Nachdem er sich fast wund geschrien hatte mit dem Ausbieten »der Haut und ihren Preis«, mußte er heimziehen. Er ging arm davon, wie er am Morgen gekommen war.

Von Stund an lief das Gerücht um im Land, der junge Goban sei ohne Sinn und Verstand. Das schloß man aus seinem törichten Gerede betreffs der Haut und ihres Preises.

Am dritten Sonnabend war ein großer Markt. Die Leute waren aus allen Himmelsrichtungen zusammengeströmt, wie sie gewöhnlich an jenem Sonnabend zu tun pflegten. Denn es war der irische Fastensonabend vor Heiligabend. Und wirklich, der junge Goban zögerte auch nicht, dorthin zu gehen und die Haut mitzunehmen. Und wahrhaftig, er pflanzte sich tatsächlich beim Marktkreuz auf und rief laut: »Die Haut und ihren Preis!«

Er tat es nicht lange, so kam Aine zu ihm herüber und sagte zu ihm:

»Verkauft du die Haut?«

»Ja«, gab er zur Antwort.

»Wieviel willst du dafür haben?« fragte sie.

»Drei Penny«, sagte er, »ist der Preis für die Haut, aber du mußt sie mir geben mitsamt dem Preis.«

»Also abgemacht!« sagte sie.

Darauf ging sie ins nächste Haus und holte eine Schüssel mit kochend heißem Wasser. Sie nahm die Haut und hielt sie über die Schüssel, so daß der Wasserdampf die Wolle auf der Haut aufweichte. Sobald sie weich geworden war, begann sie die Wolle von der Haut zu scheren. Nachdem sie das getan hatte, legte sie die Wolle in ihre Schürze, reichte ihm die drei Penny und gab die Haut zurück.

Die Leute vom Markt waren rings um sie versammelt, und nachdem sie alles mit angesehen hatten, was die Haut betrifft, wurde es ihnen klar, daß die Rede des jungen Goban Sinn hatte, daß sie jedoch zu blind von Einsicht gewesen waren, um ihn zu verstehen.

Als der Marktbetrieb vorbei war und jeder von beiden mit seinem Handel zufrieden, sprach der junge Goban mit Aine und sagte zu ihr: »Komm mit mir heim zum Haus meines Vaters, wenn es dir recht ist, denn er sagte mir – irgendeine beliebige Frau, die von mir die Haut kaufen würde, die sollte ich nach Hause zu ihm einladen. Da er ein umsichtiger, kluger Mann ist, hätte er Lust, sich mit einem wirklich gescheiten, verständigen Mädchen zu unterhalten, wie du eins bist.«

So war's gut. Schulter an Schulter gingen beide heim zum alten Goban, und natürlich hieß er sie herzlich willkommen.

Der alte Goban und sie kamen in eine Unterhaltung, und er erkannte an ihren Worten, daß keine Frau zu finden wäre, die sie übertraf. Darauf führte er sie hinauf in ein



